Stefan Rosenträger, Die NS-Zeit im Geschichts- und Traditionsverständnis der Bundeswehr. Eine Auswertung ihrer periodischen Veröffentlichungen (1955–1972), Berlin: wvb Wissenschaftlicher Verlag Berlin 2015, 315 S., EUR 46,80 [ISBN 978-3-86573-883-7]

Besprochen von **Winfried Heinemann**: Potsdam, E-Mail: WinfriedHeinemann@bundeswehr.org

DOI 10.1515/mgzs-2016-0133

Bei diesem Buch handelt es sich um eine 2014/15 an der Ruhr-Universität Bochum bei Bernd Faulenbach abgeschlossene Dissertation, die aber ausweislich des Vorworts des Autors insgesamt zwölf Jahre bis zu ihrer Fertigstellung gebraucht hat. Das merkt man daran, wie der Verfasser, Stefan Rosenträger, sein Thema angeht: wesentliche in den letzten Jahren erschienene Titel zu seinem Thema hat er nicht wahrgenommen, und das ist bedauerlich. Die Traditionspflege der Bundeswehr ist nämlich neuerlich in den Blickpunkt der Betrachtung gerückt, und der vorliegende Band könnte von seinem Ansatz her einiges dazu beitragen, die Debatte von der immer wiederkehrenden Verengung auf die Kasernennamen zu befreien und den Blick auf die ganze Breite des Themenkomplexes zu erweitern.

Methodisch beschreitet die Arbeit Neuland: Sie will eine sowohl qualitative als auch quantitative Auswertung der offiziellen Zeitschriften der Bundeswehr in ihrer Frühphase liefern. Warum allerdings der Untersuchungszeitraum genau 1972 abbricht (also gerade vier Jahre nach dem ersten Traditionserlass), lässt der Autor in seiner Einführung offen.

Leider hält die Arbeit dann nicht, was sie methodisch verspricht. Die quantitative Analyse, so innovativ sie sein könnte, beschränkt sich auf sechs recht einfache Tabellen am Ende (»Teilnehmer am Wettbewerb Winterarbeiten«, Offiziere, Unteroffiziere, Summe), die auch im Text kaum analytisch untersucht werden. So verbleibt es bei einer reinen Auflistung der vielen Zeitschriftenaufsätze und – wie schon aus der Tabellenüberschrift ersichtlich – der Themen des Wettbewerbs »Winterarbeiten«.

Nach seinem Einführungskapitel schildert Rosenträger zunächst die Probleme der Traditionspflege der künftigen Streitkräfte, wie sie bereits in der Vorbereitungsphase 1950–1956 diskutiert wurden. Dann stellt er das Zeitschriftenwesen der Bundeswehr dar; zu Recht bezieht er jene Periodika mit ein, die zwar privatwirtschaftlich verlegt, inhaltlich aber aus dem Bundesverteidigungsministerium gesteuert wurden. Leider hat ihm der verdienstvolle Band von Christian Haller, *Militärzeitschriften in der Weimarer Republik und ihr soziokultureller Hintergrund. Kriegsverarbeitung und Milieubildung im Offizierskorps der Reichswehr in publizistischer Dimension*, Trier 2012 (= Geschichte und Kultur. Saarbrücker Reihe, 1), nicht mehr zur Verfügung gestanden, und so bleibt ihm verborgen, dass eine offene Diskussion militärfachlicher Themen in einschlägigen Zeitschriften im deutschen Militär eine lange Tradition hat. Es folgen drei Epochenkapitel (1956–1960, 1960–1965, und 1965–1972) und eine Zusammenfassung.

Deutlich wird, dass »die Bundeswehr« schon recht früh auf eine Abgrenzung zur Wehrmacht drängte, dass ihr aber gerade die jungen Soldaten dabei nicht immer recht folgen wollten. Ausdrücke wie »die Bundeswehr« oder »die Bundeswehrführung«, oft ersetzt durch ein schlichtes »man«, legen dabei aber auch eine der Schwachstellen des Bandes offen: In dem Kapitel zur Zeit vor 1956 hatte der Autor noch aufgezeigt, dass es innerhalb des Ministeriums und der Generalität durchaus unterschiedliche Auffassungen gab; später bleibt es bei solchen pauschalen Zuschreibungen oder gleich einer Passivkonstruktion: »Auch die Bundeswehrführung schrieb Hitler weiterhin alle militärischen Fehlentscheidungen zu, was im Umkehrschluss bedeutete, dass das hohe Offizierskorps von aller Mitschuld freigesprochen wurde« (S. 164). Mitunter führt das dann zu einer vollends verquastenen Sprache: »Trotzdem wurde die Gegnerschaft in der Generalität zu Hitler im Beitrag überbetont und anhand von Abkommandierungen, Hinrichtungen und Selbstmorden versucht belegt zu werden« (S. 160).

Gleichwohl bleibt der Befund, dass die für die »Innere Führung« Verantwortlichen jene waren, welche die historischen Themen in den Zeitschriften definierten und ihre Behandlung steuerten. Gelegentlich lässt sich in den Akten eine Einflussnahme des ersten Generalinspektors der Bundeswehr, Adolf Heusinger, nachweisen, oder der Autor belegt sie für die Ära (Ulrich) de Maizières aus einem mit diesem geführten Interview. Im Gegensatz zu der »gewollten« Meinung schrieben aber Leutnants und Hauptleute Leserbriefe, in denen sie das Recht forderten, auch weiterhin Lieder der Wehrmacht singen oder die Waffentaten der Wehrmachtsgenerale Erich von Manstein oder Eduard Dietl hochhalten zu dürfen. Die Bundeswehrführung nahm das Konzept des »Staatsbürgers in Uniform« hinreichend ernst, auch missliebige Positionen zu publizieren – wenn auch mit ausführlichen, manchmal unnötig belehrenden Antworten höherer Offiziere aus den Schreibstuben des Ministeriums. Das alles ist aber nicht gerade neu, wenn der Band auch manche bisher eher allgemein gehaltene These mit seinem empirischen Material untermauert.

Gewiss trifft es zu, dass die Zeitschriften der Bundeswehr die Verbrechen des deutschen Militärs während des Krieges zu wenig berücksichtigten. Das aber entsprach nicht nur der allgemeinen gesellschaftlichen Tendenz, sondern ebenso dem Forschungsstand in einer Zeit, in der die Akten der Wehrmacht der deutschen Forschung kaum zur Verfügung standen und die Memoiren der Beteiligten den Diskurs bestimmten. Rosenträger verweist auf die öffentliche Wirkung des Frankfurter Auschwitz-Prozesses – der aber hatte ja eben keine Soldaten der Wehrmacht auf die Anklagebank und danach ins Zuchthaus gebracht.

Rosenträger sieht am Ende seine Arbeitshypothesen bestätigt: Die Bundeswehr habe sich mit dem Traditionsthema bis zum Ende des Untersuchungszeitraums schwergetan, und für eine Traditionswürdigkeit des 20. Juli hätten bis Ende der 1960er Jahre nur wenige Soldaten Verständnis und Zustimmung aufgebracht. Dieses Ergebnis kann nun nicht überraschen: Die bisherige Literatur sieht das ja ähnlich. Vollends fragwürdig aber wird die These, wenn Rosenträger an die Aussage, »[d]ass der Großteil der Soldaten bis zum Ende des Untersuchungszeitraums nicht überzeugt werden konnte« (S. 281), eine Fußnote 1132 anhängt: »Und darüber hinaus bis in die heutige Zeit«. Woher stammt diese Behauptung? Wo sind die Hinweise dafür, dass die Bundeswehr in den letzten gut 40 Jahren nicht dazugelernt habe? In einer wissenschaftlichen Arbeit wäre irgendein Beleg doch zu erwarten gewesen. So wirkt das wie eine unkritische Voreingenommenheit.

Letztlich ist das der Mangel, an dem der Band krankt: methodisch zu vereinfachend, zu wenig problematisierend und analysierend. Er leistet nur einen geringen neuen Beitrag zu einem weiterhin spannenden Forschungsthema.